

Bericht des Instituts zur Situation der Ökumene im Jahr 2006

Von Prof. Dr. Wolfgang Thönissen

1. Ökumene im Wandel?

Die Einschätzung, dass sich die Konsensökumene in einer Sackgasse befinde, wird heute von vielen Menschen vertreten. Die Krisensymptome der sogenannten Konsensökumene sind wahrlich nicht zu übersehen. Ursachen zeigen sich, wenn man folgende Fragen stellt: Ist die mangelnde Rezeption der Konsensdokumente in den Kirchen Schuld an der ausbleibenden Einigung der Kirchen, ist es das Festhalten an überkommenen konfessionellen Positionen, oder sind es schließlich überzogene Erwartungen, welche die Konsenstexte nicht einlösen konnten?

Eine heute häufig vorgetragene These ist hier: In der ökumenischen Bewegung und insbesondere in der ökumenischen Theologie bereite sich ein Paradigmenwechsel vor, nämlich von der Konsens- zur Differenzökumene. Wenn es auch zur Ökumene der Kirchen keine Alternative gibt, so müsse das Konzept der sichtbaren Einheit der Kirchen aufgegeben werden. Nicht mehr ein undialektischer Begriff von Einheit helfe weiter, sondern nur noch ein theologischer Begriff von Differenz. Wolle man den Begriff der Einheit der Kirche überhaupt noch verwenden, so nur unter der Voraussetzung einer Einheit als unaufhebbarer Differenz. Dazu bedürfe es einer ökumenischen Hermeneutik, die das Wesen der Differenzökumene verständlich macht. Sie trüge zur Grundeinstellung des konfessionellen Respekts bei und erlaube auch eine gegenseitige Anerkennung der Kirchen als Kirchen Jesu Christi.

Vermag dieses Konzept zunächst zu überzeugen, vor allem deswegen, weil es auch in der Christenheit einer weitverbreiteten pluralistischen Grundhaltung entspricht, so stellen sich doch schon bald schwerwiegende Bedenken ein: Wenn die Konfessionalität des Christentums Ausdruck sündiger Trennung ist, also der Vergebung und Verwandlung bedarf, dann ist doch nicht einzusehen, warum man eine derartige Hermeneutik braucht, die genau diese konfessionelle Situation auf beiden Seiten, aus welchen Gründen auch immer, festzuschreiben statt zu überwinden sucht. Sinn macht diese Grundhaltung nur dann, wenn hinter ihr die Überzeugung vom Pluralismus als Markenzeichen des modernen Christentums erscheint. Hat man sich aber die Konsequenzen in der Ökumene gut überlegt? Die Aufgabe des Konsensmodells bedeutet mehr als nur einen Paradigmenwechsel innerhalb der ökumenischen Verständigung, er bedeutet letztlich die Aufgabe der ökumenischen Bemühungen. Wenn nicht alles täuscht, stehen wir derzeit an einer solchen Wegscheide.

2. Kirche der Freiheit – Ökumene der Profile: Protestantische Klärungen zur Ökumene

In dieser Lage macht es Sinn, sich mit einem derzeit populären Verständigungsversuch auf evangelischer Seite zu beschäftigen. Wie kann auf der Grundlage des evangelischen Bekenntnisses Klarheit über die ökumenische Lage gewonnen werden? Der Ratsvorsitzende der EKD, Bischof Wolfgang Huber, hat in seiner Rede in Wittenberg sein Konzept so zusammengefasst: Der Kern aller christlichen Glaubensfreiheit ist Frei-

heit von der Sünde und Freiheit zum Gotteslob; sie ist in Gottes Gnade und Barmherzigkeit gegründet, in Christi Sterben und Auferstehen offenbar, in der Heiligen Schrift bezeugt und im Glauben ergriffen. Diese von Christus ausgehende Befreiung enthält eine existentielle Kraft in sich. Durch sie wird der christliche Glaube zu einer Lebenshaltung, die von Gottvertrauen und Zuversicht geprägt ist. Aus dieser existentiellen Kraft erklärt sich auch die Wirkungsgeschichte der von Wittenberg ausgehenden Reformation. Der in Gottes Barmherzigkeit und ihrer Offenbarung in Christus gegründete freie Blick des Menschen auf Gott und der aufrechte Gang im Glauben machen aus den Kirchen der Reformation ‚Kirchen der Freiheit‘. Aus diesem Impuls entsteht das Beharren auf einer Gewissensfreiheit, die gegenüber den Ansprüchen der Mächtigen eine unantastbare Instanz der Verantwortung vor Gott und der aus ihr folgenden Selbstbestimmung bildet. Aus diesem Impuls entsteht schließlich auch die Kraft zu einer kulturellen Gestaltung, für die sich die Bezeichnung des Protestantismus eingebürgert hat. Bis zum heutigen Tag ist deutlich, dass der reformatorische Impuls mit diesen kulturellen Wirkungen zusammengehört. Deshalb achten evangelische Christen wieder neu auf lebendige, sich immer wieder erneuernde kulturelle Gestaltungsformen evangelisch geprägter Kultur.

Wenn in solchen Zusammenhängen von der Stärkung des evangelischen Profils die Rede ist, dann entspringt dies, wie Bischof Huber klargestellt hat, weder einer Lust an der Abgrenzung gegenüber anderen Kirchen und Konfessionen noch gar der Absicht, die Vielfalt und Pluralität in den Gestaltungsformen des Protestantischen einzugrenzen. Sondern es geht zentral darum, sich der eigenen Wurzeln neu bewusst zu werden und den spezifischen Glaubensschatz der evangelischen Kirchen aufs Neue auch ökumenisch zu heben.

Es geht in diesem Sinn, wie Walter Kasper zu Recht hervorgehoben hat, um die Frage nach der eigenen Identität. Die Rede von einer ‚Ökumene der Profile‘ meint in dieser Sicht nicht nur die Stärkung der eigenen Identität, sie richtet sich vielmehr zugleich auf die Stärkung der christlichen Gemeinschaft. D.h. sie will als ökumenisches Modell verstanden werden. Aber ist dieses Konzept wirklich ökumenisch ausgerichtet, und zwar in dem Sinne, dass es zur Stimulierung des gemeinsamen christlichen Anliegens führt? Zumindest legt sich die Frage nahe, ob sich diese so formulierte reformatorische Botschaft nicht auf ein bestimmtes Prinzip von Christentum festlegt.

Zielt die Ökumene der Profile schließlich auf die Kultur prägende Gestaltungskraft des Christentums, so kann nicht ausgeschlossen werden, dass dabei die Wahrheit des christlichen Glaubens zugunsten seiner kulturellen Relevanz geschwächt zu werden droht. Identität bezieht der christliche Glaube auch aus seinem Erbe, nicht allein aus seinem Gegenwartsbezug. Man kann also nicht von vornherein davon ausgehen, dass Übereinstimmungen im Gegenwartsbezug des Christentums automatisch ökumenische Solidarierungen auslösen. Damit soll kein neuer konfessioneller Gegensatz provoziert werden, aber die Basis der gesuchten Übereinstimmung verschiebt sich in einen bisher noch wenig geklärten Bereich. Eines jedenfalls ist klar: Soll die Rede von der Kulturbedeutung des Christentums auf Kosten des christlichen Wahrheitsanspruchs formuliert werden und ist dies die Bedeutung einer Ökumene der Profile, so stünde sie auf einem schwachen Fundament.

3. Trennen sich die Wege? Zwischen protestantischer Sonderexistenz und Gemeinschaft der Kirchen

Bedeutet die Rede von der Ökumene der Profile nicht doch eine Absage an alle weiteren Bemühungen im Fortschritt auf der Suche nach der sichtbaren Einheit der Kirche Jesu Christi? Heißt das nicht auch die Absage an Fortschritt in den grundlegenden ökumenischen Fragen des Kirchen-, Sakramenten- und Amtsverständnisses? Heute kann nicht mehr ausgeschlossen werden, dass sich die evangelischen Kirchen in Deutschland mit ihren neuen Positionierungen in der Amtsfrage aus dem bisherigen ökumenischen Konsens fortbewegen. Es kann auch nicht übersehen werden, dass sich immer mehr Stimmen im evangelischen Raum mehren, welche die Differenzen zwischen den verschiedenen konfessionellen Traditionen wachsen sehen. Es muss aber auch umgekehrt gefragt werden, ob Gegensätze vorschnell profiliert werden, um gerade vor diesem so gezeichneten Hintergrund Absatzbewegungen von Gruppierungen zu rechtfertigen. Ist hinter all diesen Ankündigungen, Tendenzen und Richtungsentscheidungen eine bestimmte Methode erkennbar? Ob dies tatsächlich der Fall ist, will ich an dieser Stelle offen lassen, es geht mir darum, die sich zeigenden Tendenzen genauer in den Blick zu nehmen.

Heute fragen sich bekenntnistreue lutherische Christen, ob sie noch zu einer Landeskirche gehören können, die ihrer Auffassung nach Abstriche am Bekenntnis der Kirche vorzunehmen scheinen. Stärker fragen sich die Kommunitäten, ob sie ihren Einfluss auf die Landeskirchen überhaupt noch wahrnehmen können. Demgegenüber sind Signale erkennbar, lutherische Christen und Gemeinschaften könnten ihre eigene Identität und ihre gesamte Tradition besser in die Einheit der Kirche einbringen, in ihr bewahren und weitertragen, wenn sie sich von den liberaler gewordenen Landeskirchen absetzen. Sollte sich dieser Weg auch seitens der römisch-katholischen Kirche als gangbar erweisen, so wäre damit eine fundamental veränderte ökumenische Situation gegeben, über deren Auswirkungen wir heute noch keine klare Aussage machen können. Meine persönliche Einschätzung geht allerdings in eine andere Richtung. Ich bin nicht der Auffassung, dass es im ökumenischen Interesse läge, kleinere lutherische Gemeinschaften gegenüber den lutherischen Landeskirchen zu bevorzugen beziehungsweise zwischen ihrer ökumenischen Anschlussfähigkeit zu differenzieren. Im Blick auf die Geschichte jedenfalls hat sich die erste Möglichkeit nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland als nicht gangbar erwiesen, und mir scheint, dass sie dies heute auch nicht ist. Dennoch kann nicht übersehen werden, dass sich den lutherischen Landeskirchen gegenüber neue Allianzen ergeben können, die ihren Einfluss im ökumenischen Dialog unserer Tage wahrnehmen werden.

Der Catholica-Beauftragte der VELKD, Landesbischof Friedrich Weber, hat hier für Klarheit gesorgt. Auch er sieht die ökumenische Gemeinschaft in einem Umbruch. Das Ziel der ökumenischen Bemühungen gerate aus dem Blick. Aber die in der gemeinsamen lutherisch-katholischen Studie *Communio Sanctorum* ausgesprochene Zielbestimmung gelte es festzuhalten, wonach die gegenseitige Anerkennung der Kirchen die Übereinstimmung im Verständnis des apostolischen Glaubens, die Gemeinschaft in den Sakramenten und die gegenseitige Anerkennung der Ämter einschließt. Dieses Ziel soll im Blick bleiben.

Wirft man indessen einen Blick auf die Situation in Amerika, so können wir uns hier durch ähnliche Entwicklungen belehren lassen. Die großen traditionellen protestan-

tischen Kirchen in den USA leiden unter einem erheblichen und kontinuierlichen Mitgliederschwund. Davon profitieren zumeist evangelikale Freikirchen oder charismatische Bewegungen. Der Prozess der Zersplitterung des amerikanischen Protestantismus schreitet immer weiter fort. Damit einher geht auch die weitere Differenzierung innerhalb der traditionellen protestantischen Kirchen, insbesondere zwischen den liberalen und den konservativen Kräften. Je stärker sich auf der einen Seite die liberalen Kräfte auf die Themen wie gleichgeschlechtliche Partnerschaften und ähnliche Entwicklungen hin zu bewegen, stärken sie damit auf der anderen Seite die konservativen Kräfte. Das gleiche Phänomen ist im Übrigen auch in der anglikanischen Kirche zu erkennen. Der amerikanische reformierte Theologe Bruce McCormack mutmaßt, dass in der Mitte des Jahrhunderts die amerikanischen Christen entweder römisch-katholisch oder orthodox seien, oder aber non-denominational, d.h. nicht an bestimmte Bekenntnisse gebunden, und in Einzelgemeinden organisiert sein werden. Damit läuft auch die Gefahr einher, dass die Botschaft der Reformation keine öffentliche Relevanz mehr haben wird. Vor diesem Hintergrund sieht der Theologe McCormack die Bedeutung der Renaissance des reformierten Theologen Karl Barth. Karl Barths Theologie ist eine solche, die sowohl die Heilige Schrift ernst nimmt, als auch das, was Katholiken und Orthodoxe die Tradition nennen. Dieses Bemühen um Vermittlung zwischen Schrift und Tradition ist für das heutige Sein der Kirchen äußerst wichtig. Eine lebendige protestantische Theologie, die auf die Reformation zurückgreift, wird sich dieser Verhältnisbestimmung öffnen müssen. In dieser Richtung ist Barths Dogmatik alles andere als dogmatisch. Denn das Herzstück ihrer Theologie ist die Offenbarungskonzeption. Von dorther versteht sich seine Dogmatik als christozentrisch. Die Bedeutung dieser Grundausrichtung wird erst klar, wenn man berücksichtigt, dass in den USA Theologie zumeist an religionswissenschaftlichen oder kulturwissenschaftlichen Fakultäten gelehrt wird. Der dort gelehrt Theologie fehlt letztlich ihre im Konzert liberaler und demokratischer Gesellschaften und Kulturen bedeutsame Rechtfertigung. Fehlt der Theologie an den Universitäten aber die kirchliche Rückbindung, dann stehen auch in ihren Methoden und Vorgehensweisen längst nicht mehr die genuinen theologischen Aspekte im Vordergrund. Das alles bedeutet letztlich, dass die Erneuerung der Theologie in offenen und pluralen Gesellschaften nur gelingen kann, wenn sie sich auf Schrift und Tradition zurück beziehen. Dass diese Überlegungen in gleichem Maße für die katholische wie die orthodoxe Theologie und Kirche zutreffen, braucht hier nur noch festgestellt zu werden. Ökumenisch betrachtet verläuft hier also die Scheidelinie zwischen den offenen und liberalen Kräften in den Kirchen einerseits und den theologisch und bekenntnismäßig gebundenen Kräften andererseits. Diese Unterscheidung ist ökumenisch relevant. Denn sie könnte bedeuten, dass in Zukunft die weltweite ökumenische Bewegung sich stärker an den Traditionen ausrichten wird als an den liberal-protestantischen Entwicklungen. Dass dies auch zu einer Neuformierung des Ökumenischen Rates der Kirchen führen wird, liegt auf der Hand.

4. Neue Fragmentierungen in der ökumenischen Bewegung und die Frage der konfessionsübergreifenden Zusammenarbeit

Im Horizont mitteleuropäischer ökumenischer Erfahrungen tauchen neben den klassischen, aus der Reformation hervorgegangenen großen Kirchen in den vergangenen Jahrzehnten immer neue kleinere Gemeinschaften auf, die sich neben den sogenannten mainline churches zu etablieren beginnen. Hier sind es vor allen Dingen evangeli-

sche Freikirchen, die immer stärker hervortreten. Im Blick auf sie konnte es gelingen, sie stärker in den ökumenischen Dialog zu integrieren. Je mehr allerdings der offizielle bilaterale Dialog mit den großen Kirchen und Kirchenbünden vor den bekannten Schwierigkeiten steht, wächst die Bedeutung der Gemeinschaften und Gruppierungen an. Hier tauchen in erster Linie sogenannte hochkirchliche Gruppen oder evangelikale und pietistische Gemeinschaften auf, die sich im Bereich der reformatorischen Kirchen heraus entwickelt haben. Außerhalb dieses klassischen Konzertes der Reformationskirchen haben sich aber bereits an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert charismatische Gemeinschaften gebildet, die aus der Erstarrung des freikirchlichen Kirchenwesens ausbrechen wollten. In den letzten zehn Jahrzehnten sind neopentekostale und neocharismatische Gruppen immer stärker hervorgetreten. Sie behaupten sich als kleine Gemeinschaften und verstehen es, sich als transkonfessionelle Gemeinschaften ins Gespräch zu bringen.

Als neuere Einsicht ist hier zu entdecken: Phänomene der Pluralisierung des Christlichen insgesamt gehören heute zum Christsein hinzu. Darin bündeln sich neue Forderungen nach kleinen Gemeinschaften sowie auch die Abkehr von kirchlichen Großorganisationen. Erlebnisbezogene Frömmigkeit in kleinen Gruppen, missionarische Überzeugungen, fundamentale biblische Einsichten bilden den Nährboden für neue innerchristliche Segmentierungen. Man darf aber bei aller Plausibilität von Pluralisierungen innerhalb des Christlichen nicht übersehen, dass der Wunsch nach Gemeinsamkeit, nach dem Katholischen als verbindender Erfahrung zwischen allen Gruppierungen und Bewegungen hindurch nicht abgestorben ist. Die Ökumenische Bewegung ist auch aus der Grundeinsicht heraus entstanden und gewachsen, diesem Phänomen des Katholischen außerhalb der katholischen Kirche neue Schubkraft zu verleihen, neuen sichtbaren Ausdruck zu geben. Man kann es durchaus als ein allgemein gültiges und über die Zeiten hinweg verbindliches Suchen nach dem allen Christen Gemeinsamen verstehen, in dem sich die Suche nach der Einheit der Kirche ihren Ausdruck verschafft. Freilich ist dieses Ziel bis heute nicht erreicht worden. Vielmehr zeigen sich neue Schwierigkeiten.

Seit Jahren konnte nämlich im Ökumenischen Rat der Kirchen beobachtet werden, dass in einem Abstand von zehn Jahren immer wieder neue Kirchen von der ökumenischen Gemeinschaft aufgenommen wurden, deren Existenz auf Abtrennung von bisher bereits bestehenden Gemeinschaften zurückzuführen war. Nach einer gewissen Phase der Konsolidierung entstand in ihnen nicht selten der Wunsch, sich der ökumenischen Bewegung anzuschließen. Spätestens hier muss darüber nachgedacht werden, ob dieses ökumenische Vorgehen überhaupt zukunftsfähig ist. Denn berücksichtigt man, dass die ökumenische Bewegung zunächst einmal durch Abspaltung bereits bestehender Kirchen bereichert werden soll, stellt sich die Frage, ob dies überhaupt ein sinnvoller ökumenischer Weg ist. Andererseits kann man nicht mehr übersehen, dass sich die ökumenische Bewegung heute mehr als ein Netzwerk unterschiedlicher Bewegungen und Institutionen versteht. Große traditionale Kirchen verstehen unter Ökumene eher ihre geordneten institutionellen Beziehungen, die jungen Kirchen suchen in der ökumenischen Bewegung Anschluss an die politische und gesellschaftliche Bedeutung internationaler Großorganisationen wie des ÖRK, andere wiederum verstehen unter Ökumene den Ort des Austauschs, der Begegnung, des Kennenlernens und der Feier gemeinsamer religiöser Erlebnisse. Angesichts der unaufhörlichen Segmentierungen und Pluralisierungen wird heute auch von Soziologen nicht selten die Forderung aufgestellt,

Ökumene lediglich noch als ein Netzwerk von Beziehungen zu verstehen. Das hieße aber, vor den gegenwärtigen pluralistischen Tendenzen zu kapitulieren und damit zuletzt auch das Ziel des Dialogs ganz aufzugeben. Wir müssen zwar von einer einheitlich geprägten ökumenischen Bewegung Abschied nehmen, das heißt aber nicht, die Ziele der Ökumenischen Bewegung aufzugeben.

5. Wiederaufgenommene Ökumene: Neuer Schwung im katholisch-orthodoxen Dialog

Nachdem im September 2006 die internationale orthodox-katholische Dialogkommission in Belgrad erstmals nach über zehn Jahren wieder zusammentreffen konnte, kam auch der Gemeinsame orthodox-katholische Arbeitskreis St. Irenäus, der sich auf Initiative des Johann-Adam-Möhler-Instituts gebildet hatte, vom 29. November bis 3. Dezember 2006 zu seiner dritten Sitzung im Benediktinerkloster von Chevetogne (Belgien) zusammen. Das Treffen fand während des Besuchs von Papst Benedikt XVI. beim Ökumenischen Patriarchen Bartholomaios I. statt, wodurch sich der Arbeitskreis in seinen Bemühungen um eine Wiederannäherung zwischen der Katholischen und der Orthodoxen Kirche bestärkt sah.

Das dritte Treffen des Arbeitskreises war dem Thema Lehre und Praxis des Primats im ersten Jahrtausend gewidmet. Diese Thematik wurde durch Vorträge zu verschiedenen Perioden und einzelnen beispielhaften Ereignissen aus dieser Zeit sowie durch das gemeinsame Studium von Quellentexten erschlossen. Dabei wurde deutlich, dass der Primat nicht eine in das Belieben gestellte Organisationsform kirchlicher Verwaltung ist, sondern zum Wesen der Kirche gehört. Ausgehend von der Heiligen Schrift verdeutlichen die Werke der Kirchenväter, dass es ein Charisma des Primats gibt, dessen spezifische Aufgabe in der Wahrung der kirchlichen Einheit liegt. Diese Aufgabe muss auf den verschiedenen Ebenen kirchlichen Lebens wahrgenommen werden. Daher gibt es primatiale Funktionen auf der Ebene der Ortskirchen, auf regionaler, patriarchaler und gesamtkirchlicher Ebene. Diese waren im ersten Jahrtausend jeweils eingebunden in synodale Strukturen. Daher kann man legitimerweise weder die Frage des Primats ohne die Frage der Synodalität, noch die Synodalität ohne den Primat behandeln.

Was den Primat des Bischofs von Rom betrifft, wurde durch die Studien deutlich, dass es kein einheitliches Verständnis des römischen Primats im ersten Jahrtausend gibt. Die verschiedenen Modelle sind aus spezifischen historischen Kontexten erwachsen und entsprechen daher bestimmten Bedürfnissen der damaligen Zeit. Sie können nicht verallgemeinert und auf unsere Zeit übertragen werden. Obwohl es somit kein einheitliches ekklesiologisches Konzept gab, lässt sich im ersten Jahrtausend ein allgemeines Bewusstsein feststellen, dass dem Bischof von Rom eine primatiale Rolle in der Gesamtkirche zukommt. Die von Ost und West gemeinsam verabschiedeten Kanones von Sardika sprechen dem Bischof von Rom das Recht zu, ein neues Gerichtsverfahren in einem anderen Jurisdiktionsbereich anzuordnen, wenn in einem Streitfall an ihn appelliert wird. Die Primatspraxis im ersten Jahrtausend spiegelt sich nicht nur in den Kanones der altkirchlichen Konzile wider, sondern auch in anderen Schriften aus dieser Zeit, wie zum Beispiel in den Briefen Papst Gregors des Großen an die vier östlichen Patriarchen.

Der Arbeitskreis erachtet die in Kanon 34 der Apostolischen Kanones zum Ausdruck gebrachte Korrelation zwischen dem Ersten (Protos) und den übrigen Bischöfen, die eine im Mysterium der Trinität verankerte Ekklesiologie unterstützt, als ein zukunftsweisendes Kriterium für die Organisation der Gemeinschaft von Ortskirchen nicht nur auf regionaler und patriarchaler, sondern auch auf gesamtkirchlicher Ebene.

Der Gemeinsame orthodox-katholische Arbeitskreis St. Irenäus wurde im Jahr 2004 in Paderborn (Deutschland) gegründet. Er versteht sich als ein internationaler, kontinuierlich tagender, Sprach- und Kulturgrenzen übergreifender theologischer Arbeitskreis. Er setzt sich zusammen aus 13 orthodoxen Theologen (die den Patriarchaten von Konstantinopel, Antiochien, Moskau, Serbien, Rumänien und Bulgarien, den Orthodoxen Kirchen von Griechenland, Polen, der Slowakei und Estland sowie der Orthodoxen Kirche in Amerika angehören) und 13 katholischen Theologen (die der Katholischen Kirche in Belgien, Deutschland, Frankreich, Italien, den Niederlanden, Österreich, Polen und den USA angehören). Das zweite Treffen des Arbeitskreises fand im November 2005 auf Einladung der Kirche von Griechenland im Penteli-Kloster in Athen statt.

6. Nachgeholte Ökumene: mehr Offenheit im freikirchlich-katholischen Dialog

Die Heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments sind die maßgebliche Quelle, die Richtschnur und die Norm für Kirche und Theologie. Diese gemeinsam errungene Überzeugung steht am Anfang der ökumenischen Bewegung. Von dieser gemeinsamen Überzeugung ausgehend hat der ökumenische Dialog zu vielen wichtigen und schwierigen kontroverstheologischen Fragen Anlauf genommen, um sie im Lichte dieser gemeinsamen Überzeugung zu lösen. Ohne diese gemeinsame Grundüberzeugung ist aber alles theologische Disputieren wohl offensichtlich sinnlos. Von daher versteht sich das Thema der diesjährigen Tagung freikirchlicher und römisch-katholischer Theologen. Wie von selbst rückte nach den Themen der Rechtfertigung und der Taufe nun die Frage nach der Heiligen Schrift in den Vordergrund des Dialogs. Vom 22. bis 24. Februar 2006 trafen sich in Paderborn zu ihrem dritten Symposium Vertreter der Vereinigung Evangelischer Freikirchen und des Johann-Adam-Möhler-Instituts für Ökumenik.

Das Thema ihres Dialogs lautete: Die Heilige Schrift in Theologie und Leben der Kirche. Beide Seiten haben sich in einer offenen und ehrlichen Weise über die tiefgreifenden Veränderungen, die sich in den letzten Jahrzehnten in Theologie und Leben der Kirchen und Gemeinschaften gezeigt haben, Auskunft gegeben und auch über weitergehende Fragen und Probleme im Umgang mit der Schrift diskutiert. Dabei standen nicht nur das Einander-Informieren über die jeweiligen Schwerpunkte des Bibelverständnisses und der Auslegung der Heiligen Schrift im Vordergrund der Gespräche, sondern auch Probleme der Hermeneutik, die das Leben der Gemeinden hervorrufen und deren Lösungen offenbar noch ausstehen.

Das Gespräch zwischen freikirchlichen und römisch-katholischen Theologen etabliert sich zusehends. Mehr und mehr können sie von einem gemeinsamen Ausgangspunkt und gemeinsamen Einsichten ausgehend, letztlich auch zu den schwierigen Fragen ihrer eigenen theologischen Existenz vordringen. Diese Erkenntnis führt dazu, dass man die Unterschiede, die zwischen ihnen herrschen, deutlicher ansprechen kann. Freikirchliche und römisch-katholische Christen sind auf dem Wege, das Gemeinsame genauso zu formulieren wie das bisher zwischen ihnen stehende Trennende. Deshalb

ist das Urteil erlaubt: Es kommt Bewegung in das Gespräch zwischen freikirchlichen und römisch-katholischen Theologen. Dass wir bereits diesen dritten Band der interessierten Öffentlichkeit übergeben können, überrascht uns alle und zeigt uns zugleich, dass wir auf dem richtigen Weg sind.

7. Nicht Ökumene der Profile – sondern profilierte Ökumene!

Wenn die Christenheit auf das gemeinsame Zeugnis im einen Glauben an Jesus Christus nicht verzichten kann, will sie sich nicht selbst aufgeben, muss daher darauf geachtet werden, dass dieser Anspruch auf Einheit erhalten bleibt, und zwar unter gleichzeitiger Aufnahme von unterschiedlichen Formen und Ausgestaltungen dieser Einheit. Das Zweite Vatikanische Konzil hat im Blick auf den hier sichtbar gewordenen Grundsatz von der legitimen Verschiedenheit innerhalb des christlichen Bekenntnisses mehrfach hingewiesen und selbst aufschlussreiche Denkfiguren angeboten. Hilfreich erwiesen sich einige charakteristische produktive Spannungspaare: Gemeinschaft und Teilhabe, die Eine Kirche in und aus den Teil-Kirchen, die Unterscheidung von voller und nicht voller Gemeinschaft. Unter dieser Voraussetzung kommt noch ein anderes spannungsreiches Begriffspaar in den Blick: Einheit in Gemeinschaft, Gemeinschaft in Einheit. Eine dieser Grundspannungen taucht auch in folgendem Gedankengang des Ökumenismusdekretes auf: Christus hat die eine und einzige Kirche gegründet und doch erheben mehrere Gemeinschaften den Anspruch auf das wahre Erbe Jesu Christi. Sie alle bekennen sich als Jünger Christi. Wird dieses je einzelne Bekenntnis nicht abgewiesen oder negiert, sondern ernst genommen, so erhebt sich sofort die Frage, wie man mit diesem konfessionell differenten Bekenntnis umgeht. Wird der Vorgang der Abgrenzung negiert, so bleibt nur der offen und par cum pari geführte Dialog, um die konfessionelle Spaltung zu überwinden, oder es herrscht die Gleichgültigkeit des Nebeneinander-Existierens von gegensätzlichen Bekenntnisformen.

Ausgangspunkt ist hier die im ökumenischen Dialog längst bekannte Tatsache, dass unterschiedliche, zum großen Teil divergierende, sogar einander ausschließende theologische Traditionen unter bestimmten Voraussetzungen als komplementär verstanden werden können. Das Ökumenismusdekret des Zweiten Vatikanischen Konzils *Unitatis redintegratio* hat im Blick auf die im Orient und im Abendland unterschiedlich ausgeprägte Methodik der theologischen Erkenntnis eine Komplementarität zwischen verschiedenartigen theologischen Formeln festgestellt, die sich oft mehr ergänzen als gegensätzlich zueinander verhalten (UR 17: *potius inter se compleri quam opponi*). Der ökumenische Dialog hat sich diese These von sich ergänzenden Sichtweisen der verschiedenen Traditionen zu eigen gemacht. Danach lassen sich die von den verschiedenen Traditionen ausgehenden besonderen sprachlichen Ausgestaltungen und theologischen Schwerpunktsetzungen im Lichte einer neu errungenen Grundüberzeugung der Einheit im Glauben als einander komplementäre Denkformen oder Denkfiguren verstehen, die sich nicht mehr prinzipiell aus-, sondern einander einschließen.

Ökumenisch heißt deshalb das Programm für die Zukunft: Christen bekennen den einen Glauben an Jesus Christus dadurch gemeinsam, dass sie dies in unterschiedlichen theologischen Denkformen tun, sie geben dem einen Glauben im Sprechen eine unterschiedliche konfessorische Gestalt, sie verantworten den einen Glauben gemeinsam in der Welt, indem sie verschiedene Akzente in ethischer Hinsicht setzen, sie verwirklichen die Eine Kirche Jesu Christi als Gemeinschaft von Kirchen untereinander, die der

Einheit Ausdruck gibt. Eine solche Einheit in produktiven Spannungen entlässt das Differentielle nicht ins Plurale, sondern bindet es in ein gemeinsames Bekenntnis zu Jesus Christus ein. Diese Grundhaltung kann man heute mit Hilfe der Denkform des differenzierten Konsenses verstehen, wobei der Konsens als Ganzes Ausdruck der Einheit in Spannungen ist, also Differenzen trägt. Freilich steht eine solche Struktur von Spannungen unter bestimmten Bedingungen und Voraussetzungen. Eine solche Figur ist nicht kompatibel mit einem Modell von konträren oder sogar kontradiktorisch ausgerichteten Spannungspaaren. Hierin findet jede konfessionell gedachte Spannung ihre Grenze. Die Denkfigur der Komplementarität ist in der Lage, die Unterschiedlichkeit im Bekenntnis mit dem gemeinsamen Bekenntnis zu Jesus Christus zusammenzuhalten. In diesem Sinne brauchen wir heute dringend eine profilierte Ökumene.